24 1902

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur **Thorner Zeitung.**

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Unseres Rittmeisters Hedel.

Novelle von E. H. von Jagory.

(Fortsetzung.)

Wochen waren vergangen; Hedel hatte sich in dem stillen Bergschloß rasch eingelebt. Das Schloß lag in einer Thalsohle, die nach Süden breit war, nach Norden sich immer mehr verengte. Den Hintergrund bildeten die Alpen, auf deren Gipfel der ewige Schnee leuchtete. Vorne war die Aussicht offen, und da zog ein lustig sprudelnder Gebirgsbach seinen Weg.

Das Schloß war ein alter, grauer Bau; es sah eher einem alten Räuberneste als einem Schloß des neunzehnten Jahrhunderts ähnlich. Die dicken Mauern waren vor Alter fast schwarz und zeigten viele Risse und Sprünge. Die Fenster waren klein, die Erker hatten bleigefaßte, runde Scheiben. Ein hoher Turm überragte das Ganze.

Wenn Hedel in der ersten Zeit an ein Fenster trat und auf die Bergriesen blickte, dann erfaßte sie fast eine andächtige Ehrfurcht vor der Großartigkeit der Natur, die sich hier überall ihren Blicken präsentierte; und sie begriff es nicht, wie Menschen, die inmitten dieser großen, erhabenen Naturschönheit atmeten, kleinliche Naturen sein konnten. Im Schloß herrschte eine kalte, eisige Luft. Die Baronin verstand es, sich mit einer unnahbaren Schranke zu umgeben. Der junge Baron brachte wohl bei seinen kurzen Besuchen etwas Wärme und Leben von draußen herein, ja es schien sogar, als taute selbst die Eiskruste seiner Mutter davon auf, aber das waren nur kurze Sonnenblicke. Abends, wenn Hedel seiner Mutter vorlas, pflegte der Baron sich mit einer Cigarette behaglich in einen Sessel außerhalb des Lichtkreises zu setzen und still zuzuhören. Er richtete fast nie ein Wort an Hedel, aber seine Augen hingen wie magnetisiert an ihrem feinen Gesicht, und er lauschte mit Vergnügen ihrer weichen, vollen Stimme. Seine Blicke folgten ihr mit Aufmerksamkeit, wenn sie in ihrer stillen, anmutigen Art den Thee bereitete. Hedel verhütete das Alleinsein mit dem Baron. Sie hatte eine eigentümliche Scheu vor ihm. Sie fühlte seine Blicke und hielt die Augen fast stets gesenkt, um ihm nur nicht in die strahlenden, siegesgewissen Augen blicken zu müssen. Dennoch war es ihr, als müsse sie wie von einer schweren Last befreit aufatmen, wenn sie nur seine frische, lachende Stimme wieder im Hause hörte.



Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. (Mit Text.)
Von A. Adams.

Georg von Gräwitz war ein echter Oesterreicher, eine übersprudelnde, liebenswürdige Natur. Leben und leben lassen, und immer dem Leben die besten Seiten abzugewinnen, das war seine Lebensweisheit. Als einziger Sohn von seiner Mutter, ohne kräftige Vaterhand erzogen, war er eben ein verwöhnter Einziger geworden. Dazu war er ein hübscher Mensch, ein allerliebster Offizier und ein ritterlicher Damenheld, dessen hübsche, schwarze Augen schon manchem Mädchenherz gefährlich geworden waren. Er schnitt jede Woche einer anderen die Cour, sah jedes hübsche Mädchengesicht gern, aber sein Herzschlag wurde nicht eine Minute beschleunigt dadurch. Seit er Hedel von Jelten zum ersten Male gegenübergestanden hatte, war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen; sein Herz sprach zum ersten Male ein Wörtchen mit. Und das machte den sonst so siegessicheren, kecken Herrn fast unbeholfen. Kein Kompliment wollte ihm für Hedel über die Lippen, er hatte eine Scheu vor ihr, wie er sie als dummer Schulbube vor seiner ersten Lehrerin gehabt hatte. Als seine Mutter ihn einmal fragte, wie ihm ihre neue Gesellschafterin zusagte, da hatte er achselzuckend erwidert: „Ich habe kein Urteil über sie, scheint ja ganz nett zu sein.“

Die Baronin gab sich mit dieser Antwort gern zufrieden. Sie hatte heimlich gefürchtet, ihr Sohn könnte für das junge Mädchen ein lebhafteres Interesse bekommen, als es ihr erwünscht wäre. Seine kühlen Worte beruhigten sie vollständig. Sie wußte nun, ihr Sohn sah die junge Dame nur als Gesellschafterin seiner Mutter an. Hedel war ihr sehr sympathisch, sie mochte gerne ihre volle, weiche Stimme hören und auch ihr liebes Gesicht um sich sehen — aber sie sah in ihr immer nur die bezahlte Gesellschafterin, zwischen ihr und dieser aber eine tiefe Kluft. Diese vorsintflutlichen Anschauungen waren der alten Dame gewissermaßen anerzogen worden und sie lebte zu wenig in der Welt, um davon geheilt zu werden. Sie war eine tüchtige und gebildete Frau, die Frau Baronin, aber in diesem Punkte war sie geradezu blind, ihr war Hedel nicht die gleichberechtigte Genossin, trotz ihrer alten, guten Familie — sondern nur eine honorierte Kraft — die sie eben nur als solche gebrauchte. Hedel, an eine frische, gesunde Umgebung von Jugend auf gewöhnt, litt unsäglich unter der frostigen, fremden Stimmung im Schloß. Sie konnte sich nicht heimisch fühlen. Mit Pflichttreue erfüllte sie alles, was man von ihr verlangte, aber befriedigt von ihrem Berufe fühlte sie sich nicht. An der Größe der Natur richtete sie sich immer wieder auf, wenn die Schloßluft sie niederdrückte, aber tief im Herzen spürte sie eine gewaltige Sehnsucht nach Freiheit und ein bißchen Wärme. Am liebsten hätte sie ihre Stellung aufgegeben und wäre in die geliebte Heimat geflüchtet,

aber ihr graute so vor dem Suchen und Sorgen um eine neue Stellung. Was sollte sie auch für einen Grund angeben — es ging ihr ja eigentlich gut. Sie wohnte in einer prachtvollen Gegend, hatte ein nettes, eigenes Zimmer, gutes Gehalt, leichte Arbeit, und die Menschen waren höflich zu ihr. Die Wärme des Elternhauses und die Herzlichkeit daheim würde sie wohl in keiner Stellung finden. Alle diese Vernunftgründe führte sich Hedel immer vor Augen, wenn sie mutlos wurde und die Büchse ins Korn werfen wollte. Ja, es war besser, sie blieb und that ihre Pflicht da, wo Gott sie hingeführt hatte. Die Welt war nun einmal eng und steinig, der Weg dahin schwer und mühsam für arme Mädchen, die ohne Halt und Schutz kämpfen müssen. Der Kampf ums Dasein war gewiß überall schwer. Es galt, sich durch die Dornenhecken durchschlagen, ohne auf die Schrammen zu achten, die Gesicht und Hände ritzten. Hedel war keine feige Natur, sie wollte sich tapfer durchkämpfen; auch eine Dornenhecke trägt zur rechten Zeit Rosen, wenn auch nur wilde. Wenn Hedel sich alles das wieder innerlich hergesagt hatte, dann hob sie ihren kleinen Kopf energisch in die Höhe und schritt mit frischem Mut an die tägliche Arbeit.

Es war am Tage vor Weihnachten; Georg von Gräwitz war schon am Morgen angekommen und wollte über Sylvester zu Hause bleiben. Hedel stand im großen Saal des Bergschlosses und schmückte den Tannenbaum. Sie war ganz allein und weinte still vor sich hin. Sie dachte an die ferne, geliebte Heimat, an ihre Gräber im alten Bergstädtchen und an Weihnachten daheim. Wie schnell sich doch im Leben alles verändern kann. Vor einem Jahr, da schmückte sie daheim in Vaters Stube den Tannenbaum, und ihr Väterchen saß, ihr behaglich dabei zusehend, in der Sofaecke. Wie anders heute. Ohne feste Heimat, im fremden Land, eines jener alleinstehenden Mädchen, die gezwungen sind, sich durch die Welt zu kämpfen. O Gott, das Leben war doch zu schwer. Hedel vergaß ganz, wo sie war; der Schmerz überwältigte sie dermaßen, daß sie plötzlich beide Hände vor das Gesicht schlug und laut weinend in einen Sessel sank. Sie schluchzte laut und hörte es nicht, wie sich leise die Thüre des Bibliothekzimmers öffnete und der Baron in den Saal trat. Erschrocken blieb er stehen und blickte auf die weinende, zitternde Gestalt. In seinen Zügen zuckte und arbeitete es mächtig. Sein Gesicht wurde bleich, die Adern auf der Stirn traten dick hervor. Die feinen Nasenflügel zitterten, seine dunklen Augen ruhten mit zärtlichem Blick auf der Weinenden, und er preßte so fest seine Zähne auf die Lippen, daß das Blut daraus hervordrang. Einen Augenblick wandte er sich wieder der Thüre zu, als wollte er still davonschleichen, da schluchzte aber Hedel so laut auf, daß es wie ein Herzensschrei klang. Mit einem Schritt war der Baron bei Hedel.

„Hedel," flüsterte er weich und zärtlich; dann schlug er beide Arme um die zuckende, weinende Mädchengestalt, preßte sie fest an sich und sagte ihr Trost- und Liebesworte.

Hedel ließ die Hände sinken und starrte den Baron verständnislos an, dann flog ein glühendes Erröten über ihr Gesicht, sie versuchte, sich freizumachen.

„Lassen Sie mich, ich — o mein Himmel," stieß sie hervor.

„Nein, Hedel — ich lasse Dich nie und nimmer, denn ich habe Dich lieb, ach so lieb," flüsterte Georg, und seine dunklen Augen blickten sie innig an, seine Lippen schlossen die ihrigen, und seine Arme hielten sie so fest, als wollten sie sie nie mehr freigeben. Was sind alle Entschlüsse und Vornahmen. Hedel hatte gegen diese, wie sie meinte, thörichte Liebe mutig gekämpft und alle Vernunftgründe zu Hilfe gerufen. Eine Zeitlang hält die Vernunft derartige heiße Empfindungen wohl nieder, wie die rebellischen Wasser durch eine äußere Kraft, dann ein Moment — die Wasser steigen, und die mühsam aufgerichteten Dämme sind zerrissen. — Hedel war tief von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie unmöglich Georg von Gräwitz lieben dürfte. Jetzt ließ sie seine heißen Liebesworte stumm über sich ergehen, aber ihre Augen redeten eine Sprache, die der Baron jubelnd verstand. „Ich habe Dich unbeschreiblich lieb, ich kann nicht mehr leben ohne Dich," las er darinnen.

„Hedel, willst Du mein werden?"

Hedel machte sich sanft von ihm los, er aber hielt ihre Hände fest, sah ihr innig in die Augen und wiederholte fast flehend: „Hedel, willst Du mein werden? Hedel, hast Du mich lieb? Hedel, sage doch ein Wort."

Hedel hatte die Augen gesenkt, und Georg fühlte das leise Beben ihrer Hände. „Ich — ich habe Sie sehr lieb — aber —"

„Kein aber — kein Sie," rief er stürmisch, bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen und jubelte dazwischen: „ja, Du liebst mich auch, mein Hedel, mein süßer Liebling. Sag' nur einmal Georg, bitte, nur einmal."

„Georg," flüsterte Hedel leise.

„Wie anders doch der Name klingt, wenn Du ihn sagst, mein Hedel."

„Deine Mutter," sagte sie plötzlich ängstlich.

Er zog sie fest an sich, doch flog es wie eine Wolke über seine Stirn, aber seine Stimme klang fest, als er sagte: „Meine Mutter kennt und schätzt Dich, sie ist freilich in ihren Ansichten manchmal etwas vorsintflutlich, aber was sollte sie gegen Dich haben. — Sie liebt mich, ihren Einzigen, ja auch viel zu sehr, um meinem Glück nicht ihre Ansichten zu opfern."

„Ach, Georg, ich habe solche Angst."

„Sei nur ruhig, mein Liebling, ich will noch heute mit meiner Mutter reden."

„Bitte, bitte, Georg, warte nur noch ein paar Tage. Es ist ja Weihnachten, und Du würdest Deiner Mutter das Fest verderben."

„Wie Du willst, Liebste, aber wenn das Fest vorüber ist, will ich Mutter um ihren Segen bitten."

Georgs Worte klangen so zuversichtlich, daß auch Hedels Herz ruhiger wurde.

„Geh' jetzt, Georg," bat Hedel und blickte ihn bittend an.

Er küßte sie noch einmal und ging gehorsam bis zur Thüre. Da blieb er noch einmal stehen.

„Hedel, gieb mir den Ring, den Du am Finger hast, als ein Andenken an diese Stunde," bat er innig.

Lächelnd zog sie den Ring vom Finger und reichte ihn Georg.

„Dank," jubelte Georg; dann berührten seine Lippen noch einmal die ihren, und er stürmte zur Thüre hinaus.

Hedel blickte ihm mit strahlenden Augen nach. Ihre Hände falteten sich, und aus ihrem Herzen stieg ein heißes Flehen zum Himmel auf, daß der liebe Gott doch alles zum besten fügen möchte. Dann dachte sie an Georg, seine Liebe und ihre Zukunft; da erfüllte ein Jubel sondergleichen ihre Zukunft. War es denn wirklich ein Traum; sollte sie, die Waise, hier im fremden Land ein Herz finden, das ihr gehörte für alle Zeiten — ein Heim, in dem sie sicher geborgen war vor allen Stürmen und Kämpfen des Lebens. Mit dem Ausdruck stillen Glückes auf dem hübschen Gesicht schmückte Hedel den Tannenbaum weiter, und leise sang sie das alte Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch", vor sich hin. Es kam über sie eine echte, rechte Weihnachtsstimmung, ein Weihnachtsjubel, wie ihn sonst nur ein glückliches Kinderherz voll empfinden kann. Die Vergangenheit zog wieder an ihr vorüber. Ihre glückliche Kindheit — ihr trautes Vaterhaus — der Weihnachtsbaum daheim — das verschneite Bergstädtchen und all die Bekannten dort — das Leiden und Sterben ihres Vaters — das Scheiden von daheim — ihr Wandern in die weite Welt — ihr Sorgen und Verzweifeln in der Großstadt — und nun dies große, unverdiente Glück.

Wie Sonnenglanz lag es auf ihrem Gesicht, als sie den Saal verließ, und die Leute im Schlosse sahen ihr verwundert nach, so hübsch hatte Hedel noch nie ausgesehen. Sie wußten ja nicht, daß es die Liebe war, die ihre Stirne geküßt hatte und nun aus ihren Augen in die Welt sah.

Wie herrlich strahlte der Weihnachtsbaum. Hedel meinte, so hätte sie noch keinen Baum gesehen, und mit glücklichen Augen sah sie auf den mächtigen Baum. An ihrem Finger, da, wo gestern noch ihr eigener Ring gesteckt hatte, steckte heute ein schlichter Goldreifen, und Hedel sah ihn immer wieder strahlend an. Georg hatte ihn ihr heimlich in die Hand gelegt. Die Baronin war in einer wunderbar weichen Stimmung. Es war, als ob die warmen Weihnachtskerzen auch in ihrem Herzen ein Weihnachtslicht angesteckt hätten. Sie war so mild und gütig gegen Hedel, daß das Herz dieser eigentümlich davon bewegt wurde. Ihre Augen suchten heimlich Georgs Augen. Die seinen blickten glücklich zu ihr herüber. „Glaub' mir, mein Liebling, es wird alles gut," sah sie in ihnen. Ja, sie hoffte jetzt auch wieder, wenn die Baronin in dieser Stimmung blieb, dann konnte sie ihrem Einzigen unmöglich das Glück zerstören, es mußte ja alles gut werden. Hedels Herz klopfte freudig, noch ein paar Tage, dann hat die Herrlichkeit ein Ende. „Gott sei Dank," sagte Hedel heimlich, denn ihr gerader, offener Sinn verabscheute jedes Verstecken. So glücklich wie sie war, tief im Herzen schalt sie sich selbst aus und nannte es Betrug, daß sie ohne der Baronin Erlaubnis Georgs Braut geworden war.

Die Weihnachtstage gingen zu Ende. Hedel und Georg sahen sich selten, doch waren sie innerlich tief glücklich. Ihre Augen sprachen es aus, wenn ihre Lippen auch stumm blieben. Die wahre, echte Liebe bedarf keiner Worte. Die Jugend glaubt alles erstürmen und erzwingen zu können, und die Liebe sieht überhaupt keine Hindernisse. Was sie nicht überbrücken kann, das will sie überfliegen.

Es war Sylvesterabend. Mit glücklichen Augen und hoffendem Herzen stand Hedel von Felten an dem Fenster ihres Zimmers und sah in die stille Nacht hinaus. Die Sterne blitzten und funkelten, als wollten sie zum Jahresanfang doppelt hell auf die Erde strahlen. Hedel wäre so gerne drüben im Saal geblieben, aber die Baronin hatte zu ihr gesagt: „Sie sehen so müde aus, Fräulein von Felten, ich bitte, gehen Sie zu Bett." Da hatte Hedel gefühlt, die Baronin wollte an diesem Abend gerne mit ihrem Sohne

allein sein, und sie war auf ihr Zimmer gegangen. Hedels Herz war so voll Bangen und Hoffen, Georgs Augen hatten ihr gesagt: „Geh', Liebste, heute will ich reden.“ Und sie fühlte, heute fiel die Entscheidung. Große Thränen traten ihr in die Augen, ihre Hände falteten sich, und sie bat den, der allein die Macht auf Erden hat, alles zum besten zu wenden. Sie stand noch eine Weile weinend am Fenster, dann suchte sie ihr Lager auf, und mit dem Namen „Georg“ auf den Lippen schlief sie ein.

Der, der diesen Namen führte, stürmte unterdessen wie ein Rasender draußen in der klaren Winternacht umher. Er hatte seiner Mutter offen und ehrlich von seiner tiefen, innigen Liebe zu Hedel gesprochen. Die Baronin hatte ihn erst erstaunt angesehen, als verstände sie ihn überhaupt nicht. Dann, als er sie mit festen, ruhigen Worten um ihre Einwilligung gebeten hatte, da hatte sie ihm kein Wort erwidert — nur laut gelacht. Und dann — „Mutter,“ hatte er aufgebracht über ihr Benehmen gerufen, „hast Du denn kein Wort für meine heiße Bitte.“

Da war die Mutter langsam auf ihn zugekommen, hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und ihn mit klangloser Stimme gefragt: „Georg, Du bist mein einziges Gut auf der Welt; glaubst Du, daß ich jemals Deinem Glücke in den Weg treten werde?“

„Nein, Mutter — aber —“

„Aber Du meinst heute, Dein Glück wäre dieses Mädchen?“

„Ja, Mutter,“ hatte der Sohn ihr ernst erwidert, „wenn Du nicht zugiebst, daß Hedel mein wird, dann machst Du mich sehr, sehr unglücklich, ich werde wahnsinnig, oder ich schieße mich tot.“

Die Baronin erschrak — saß die Sache wirklich so tief, dann mußte sie andere Saiten aufziehen. „Wenn Du das Mädchen wirklich so liebst,“ hatte sie begütigend gesagt, „dann will ich versuchen, mich an den Gedanken zu gewöhnen, diese meine Gesellschafterin einmal Tochter nennen zu müssen. Es wird mir dies sehr schwer werden, mein Sohn; ich gebe zu, daß Fräulein von Felten auch mir sympathisch ist, ich gebe auch zu, daß sie aus einer guten, alten Familie ist. Aber es ist mir ein sehr peinlicher Gedanke, daß die Frau, die Du Dir gewählt hast, die einmal an meiner Stelle als Herrin dieses Schlosses hier leben soll, als bezahlte Kraft in diesem Schloß gelebt hat. Was glaubst Du wohl, werden unsere Dienstboten sich denken, wenn Du dieses Mädchen zur Frau wählst, die ebenso hier in Stellung steht, wie sie?“

„Mutter,“ brauste Georg auf, „wie kannst Du, eine kluge Frau, solche, gelinde gesagt, veraltete Ansichen haben. Deine Ansichten haben sich längst überlebt; heutzutage giebt es kaum eine Familie, und darunter gerade die ältesten, wo die jungen Mädchen sich nicht einen Beruf wählen, statt im Hause herumzuhocken, wie die frühere Generation, und zu leben, wie die Lilien auf dem Felde.“

„Wie schnell sich Deine Ansichten geändert haben, Georg,“ unterbrach die Baronin ihren Sohn ironisch.

„Aber lassen wir das — ich möchte mit Dir über dieses Mädchen, Deine Hedel, wie Du sie so zärtlich nennst, noch weiter sprechen. Weißt Du es sicher, daß Fräulein von Felten Dich wirklich liebt. Kann es nicht ebensogut Berechnung der Heimatlosen sein, Dir Liebe zu heucheln, um ein Heim und einen Mann zu bekommen.“

Da war Georg aber wie ein Rasender aufgefahren und hatte der Mutter mit solcher Heftigkeit in das Gesicht geschleudert: „Wie kannst Du Hedel so verkennen, das ist Deiner unwürdig, Mutter; sage noch einmal eine derartige Beleidigung und Du zwingst mich, dieses Haus zu verlassen und nicht eher wieder zu betreten, bis Du anders über die Frau denkst, die mir die liebste auf der ganzen Welt ist.“

Die Baronin war sehr blaß und sehr still geworden; nach einer langen Pause hatte sie dann gesagt: „Gut, mein Sohn, ich will Dir glauben, wenn auch die Liebe blind ist und blind macht. Ich bitte Dich aber um eins, und das wirst Du Deiner Mutter nicht verweigern, laß mich das Mädchen prüfen, liebt sie Dich wirklich so, wie Du es glaubst, dann will ich Dir meinen Segen geben und Hedwig soll mir Tochter sein.“

Da hatte der große Sohn seine Mutter jubelnd umarmt und ihr freudestrahlend gedankt. Freilich, als sie dann verlangte, er sollte ohne Abschied von Hedel sofort abreisen, da war er wieder aufgebracht, aber die Baronin blieb fest. Und er gab der Mutter sein Wort, — dann stürmte er hinaus in die Winternacht. In ihm tobte und brauste es, er mußte Luft haben, daß er ohne Abschied von Hedel fort sollte, erschien ihm grausam, was würde seine Hedel von ihm denken. Nach und nach wurde er ruhiger. Die Mutter würde es ihr wohl sagen, sie würde Hedel gewiß nur kurz prüfen — o, es würde alles gut werden, und in ein paar Tagen würde er ja wieder daheim sein. Dann wohl konnte er Hedel von diesen fürchterlichen Stunden erzählen. So dachte der junge Baron. Seine Mutter aber hatte nur einen Gedanken, und ein Gefühl wie Haß brannte in ihrem Herzen. Hedel von Felten sollte ihr den Sohn nicht rauben, ihr ein und alles. Sie wollte mit allen Waffen dagegen kämpfen, ja ihr Leben als Preis in die Wagschale werfen. „Sie oder ich,“ sagte sie entschlossen vor sich hin, „der morgige Tag wird es entscheiden.“

Und der andere Tag entschied. Gegen Abend fuhr ein müdes, blasses Menschenkind der deutschen Heimat zu; die Baronin von Gräwitz hatte gesiegt. Sie war nicht hart, nicht unhöflich gegen Hedel gewesen; sie hatte ihr nur gesagt, daß an dem Tage, wo Hedel als Herrin in dieses Schloß einzöge, sie selbst den Tod suchen würde. Ihr Gesicht hatte bei diesen Worten so ausgesehen, daß Hedel von Felten wußte, die Frau sprach die Wahrheit; das erschütterte sie in tiefster Seele, und sie gab den Geliebten frei, obgleich ihr das Herz dabei stille zu stehen schien. Um diesen Preis wollte sie sich ihr Lebensglück nicht erkämpfen. Als die Baronin nun aber auch den Ring wieder haben wollte und dabei sagte: „Sie hoffe, Hedel würde diese Episode schnell vergessen,“ — da schrie Hedel wie ein verwundetes Wild laut auf und rief erregt: „Der Ring bleibt mein, so lange ich lebe; nur wenn ihn Georg zurückfordert, gebe ich ihn. In Ihre Hände, Frau Baronin, gebe ich ihn nicht, denn das, was Sie eine Episode für mich nennen, wird mir fest in der Seele bleiben als tiefstes Leid und höchstes Glück bis in den Tod. Leben Sie wohl, Frau Baronin, und mögen Sie diese Stunde nie bereuen, doch Sie sind ja die Mutter und Georg Ihr einziger Sohn. Ich möchte mit dem nächsten Zug abreisen und bitte um einen Wagen.“ Wankend und totenblaß schritt Hedel durch das Zimmer, die Thüre schloß sich hinter ihr und die Baronin war mit ihrem Sieg allein. (Fortsetzung folgt.)

Ein ominöser Appell.

Humoristische Skizze aus dem Militärleben von Kuno Rübezahl.

(Nachdruck verboten.)

Was blasen die Trompeten?“

Es war die Reveille, deren helle Töne von der Wache her in die Mannschaftsstube hineinklangen.

Der Unteroffizier du jour ging kurz darnach den Korridor entlang und öffnete geräuschvoll die Thüren.

„Aufstehen!“ rief er mit seiner schrillen Stimme.

Erschrocken fuhr ich von meinem Strohsacke, auf dem ich so mollig gelegen hatte, empor.

Während die Zimmergenossen nacheinander aus den Betten sprangen und sich rasch ankleideten, rieb ich noch mechanisch in meinen schlaftrunkenen Augen und überlegte allen Ernstes, ob ich den Sprung auf die Großherzoglich Badischen Stubendielen ebenfalls wagen oder liegen bleiben solle.

Ein heftiges Stechen in dem oberen Ende des Körpers, das beim Heere fast ausschließlich zur Aufnahme des Helmes dient, erinnerte mich unangenehm lebhaft an die bierfrohen Stunden, die ich am vorigen Abend in heiterer Gesellschaft erlebte.

Einige Kameraden hatten mich, den Glücklichen, für den ein zehn Tage gültiger, bereits vom Hauptmann unterschriebener Urlaubsschein fix und fertig im Kompagniebureau lag, meine gute Laune benützend, ordentlich „abgerieben“, wie der Fachausdruck lautet, wofür sie mich loyalerweise „hoch leben“ ließen; welche Ovation ich mit großer Befriedigung entgegennahm.

Dabei war es etwas spät geworden und bei dem Weg zur Kaserne, der vorschriftswidrig im Laufschritt zurückgelegt wurde, erfuhr die künstlich gesteigerte innere Hitze durch einen heftigen Platzregen eine unerwünschte äußere Abkühlung.

Immerhin passierten wir noch rechtzeitig ein; doch die Folgen der inbrünstigen Verherrlichung Gambrinus zeigten sich nachträglich — wenigstens bei mir. Ich besaß das, was man, mit zarter Anspielung auf ein recht harmloses, kratz- und serenadelustiges Haustier im gewöhnlichen Leben — warum weiß ich nicht — als Katzenjammer bezeichnet. In meinem armen Kopf brauste und wallte es, wie wenn dort ein Dutzend Räder von einem hundertpferdigen Motor getrieben, in rasender Eile sich drehten.

Und das nur, weil ich in animierter Stimmung mehr getrunken als gegessen! Wie sinnvoll und die Situation richtig erfassend sagt doch der Dichter:

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht viel Bier im leeren Magen!“

Aus diesem dunklen Gewirre der physischen und moralischen Schmerzen aber leuchtete mir ein grandioser Ferienhimmel mit blinkendem Hoffnungsstern hervor: mein zehntägiger Urlaub und die mich erwartenden Freuden zu Hause.

Der Dienst war ja heute früh auch nicht besonders schwer. Er bestand in Kaffeetrinken — Revierdienst — Empfangnahme der Sonntagsgarnitur — Abgabe des ärarischen und privaten Besitztums der Urlauber auf der Kompagniekammer — Appell — Mittagessen — und last not least: Abmarsch der Urlauber zum Bahnhof. — Das gab mir Mut. Also frisch ans Werk! Zuerst den linken Fuß, dann den rechten mit entsprechender Vorsicht aus dem



Schloß Bruneck im Pusterthal. (Mit Text.)

Bett gesteckt, noch ein magischer letzter Ruck nach oben, und ich stand — nein, ich stand noch nicht ganz auf dem Boden, nur auf dem linken Bein, als mir auch schon ein eigener Morgengruß wurde.

„Zum Donnerwetter nochmal! Da hört doch die Weltgeschichte auf. Was, Sie — Sie — Sie als Gefreiter und Stubenältester krabbeln jetzt erst aus dem Nest. Der Kerl hat natürlich noch einen Brummschädel von der gestrigen Kneiperei! Weiß schon . . . So ein Malefiz . . . na, ich sage lieber nichts, sonst geht er noch her und beschwert sich, wie früher einmal! Aber eintränken will ich's Ihnen: es ist noch nicht aller Tage Abend und Sie sind noch nicht in Urlaub! Verstanden?"

Ob ich es verstanden hätte? Sonderbare Frage. Ich glaube, ich würde diese kernige und inhaltsschwere Philippika sogar in meinem zwanzig Wegstunden entfernten Heimatstädtchen, allwo ich mich in Gedanken bereits befand, ebensogut gehört haben. Er brüllte ja wie ein hungriger — vielleicht auch durstiger Leu, nämlich mein Korporal und Unteroffizier vom Dienst, Maier, der heute nun zum zweiten Male so rauh und mißtönend in meine Träume eingegriffen.

Trotzdem die Weltgeschichte aufgehört hatte, hielt ich es für das klügste, meine „Toilette" stillschweigend zu beenden und zu thun, als wäre ich über Nacht taubstumm geworden. Es hätte kaum noch dieser schwärmerischen Liebeserklärung bedurft, um zu wissen, daß mir der Unteroffizier Maier aus verschiedenen Gründen nicht besonders grün war und nur auf die Gelegenheit lauerte, mich an die Wand zu drücken.

Nachdem gemeldet, daß in der Stube „alles gesund" sei, schritt der Unteroffizier du jour, noch einen letzten, unheilverkündenden Blick nach mir werfend, stolz wie ein Triumphator nach einer gewonnenen Schlacht, von dannen.

Kaum, daß die Thüre ins Schloß gefallen, so ging der Rummel auch schon los.

„Ei, ei, bei dem hast Du's aber ordentlich verkratzt."

„Jawohl, da mußt Du Dich heillos in acht nehmen, sonst ist Dein Urlaub flöten!"

„Hättest ihn halt gestern Abend mit einladen und ihm was Extra's spendieren sollen . . ."

„Natürlich, einem bösen Hund wirft man zwei Würste hin. Kannst ihn ja noch heute früh in der Kantine regalieren!"

„Oder vertröste ihn bis nach Deinem Urlaub; spreche symbolisch von Schinken und Blutwürsten zu ihm — das wird sein animalisches Herz bezwingen, Du weißt ja, er ist in dieser Hinsicht von außerordentlich nobler Gesinnung."

So die Kameraden. Sie hatten so unrecht nicht, denn unser Korporal besaß lauter schwache Seiten, die er mit starken Flüchen und einer scheinbar gerechten Strenge zu verdecken suchte. Aber es kursierten böse Dinge über ihn in der Kompagnie. Er nahm nur, was er bekommen konnte, und seine Gunst war käuflich — zu jedem Preis. Die Untergebenen, welche ihre Brustbeutel nicht entsprechend locker machten, oder gar vergaßen, bis auf Weiteres den Löwenanteil ihres Speckvorrates zur geeigneten Verwendung an den Gestrengen abzuführen, büßten diesen beklagenswerten Mangel an Gemeinsinn und Erinnerungsvermögen recht schwer. Sie erhielten Rügen und Befehle in fabelhaft rascher Reihenfolge und kamen oft Tag und Nacht aus dem „Kleindienst" nicht heraus. Sie konnten auch sprechen: „Das sind Tage, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht," während die andern, so das Herz auf der Hand hatten und Maiers schuldigen Tribut nicht verweigerten, bei jeder Gelegenheit, soweit es der Dienst zuließ, sich einem ungestörten dolce far niente hingeben durften und unbeanstandet blieben. Der Korporal war stets auf dem Laufenden, wer von seinen Schutzbefohlenen Postsendungen, seien es nun fettfleckige Pakete oder klingende Gelder, erhielt, und aus purem, von uns allerdings mißverstandenem Dienstinteresse erkundigte er sich bei den Empfängern umgehend nach dem Inhalt oder der etwaigen Höhe des Geldbetrages. Man munkelte auch vieles über den exakten Auszahlungsmodus der mit „Löhnungsentziehung" bedachten Leute.

Der Herr Hauptmann übte nämlich die Gepflogenheit, periodisch die Brustbeutel zu revidieren und derjenige, welcher nicht ungefähr so viel mal 22 Pfennig als es noch Tage bis zur nächsten Löhnung waren, aufweisen, oder durch besondere nötige Ausgaben sein Manko motivieren konnte, ward mit „Löhnungsentziehung" bis zu einer bestimmten Dekade bestraft.

Der Korporal erhielt das Geld und der ertappte Verschwender mußte sich täglich die 22 Pfennig bei ihm holen und für den Empfang auf einer Liste mit Namensunterschrift quittieren.

Wenn nun Füsilier Hunz oder Kunz zu Unteroffizier Maier kam, um die 22 Pfennig zu erheben, so empfing ihn dieser so ausgesucht freundlich, daß er das Wiederkommen völlig vergaß und gern auf die weitere Löhnung verzichtete. Wohin die nicht abgeholte Löhnung aber mündete — das war ein Rätsel, wie uns die Natur noch viele aufgiebt!

Obwohl ich nie zögerte, mit den bedürftigen Kameraden zu teilen, so versagte meine Großmut sofort, wenn das ekelhafte „Schmieren" in Betracht kam. Dafür hatte ich keinen Groschen



Frische Mohrrüben. Von O. Piltz. (Mit Text.)



Der neue Bahnhof der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn in Paris. Nach einer photographischen Aufnahme. (Mit Text.)

übrig. Man that seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, und das mußte genügen. Bei Unteroffizier Maier freilich nicht; aber, obwohl es an Maier sonst nicht fehlt — sie wurden in der Kompagnie nach Art der Monarchen beziffert und es gab sogar einen Maier XV. — so hießen vorläufig doch noch nicht alle Maier. Zudem erfreute er sich keiner großen Beliebtheit bei den Vorgesetzten. Der Feldwebel traute ihm nicht über die Straße und beim Kompagniechef hatte er anscheinend auch ausgekocht. Um so eifriger gab er sich im Dienst und unterließ keine unpassende Gelegenheit, um sich möglichst wichtig zu machen und seine Tüchtigkeit ad narem zu demonstrieren.

Schon um dem Korporal keinen Grund zu geben, mich „reinlegen" zu können, nahm ich mich, trotz meines streikenden Kopfes, gewaltig zusammen und stürzte mich mit einer unheimlichen Arbeitslust auf den Dienst.

Uneingeweihte würden mich sicherlich einer maßlosen Prunk- und Glanzsucht bezichtigt haben, so blitzten bald darauf die Knöpfe meines Waffenrockes, mein Helmbeschläg und was sonst noch an Messingzeug existierte! Rabenschwarz wie die Nacht mit strahlendem Glanze an der Oberfläche präsentierten sich die Stiefel. Sogar die Stube machte in meinem Reinigungseifer eine gründliche Umwälzung durch. Sämtliche k. Utensilien und was nicht niet- und nagelfest blieb, ließ ich in den Kasernenhof hinabschleppen, zum Brunnen, wo kräftige Hände mit Bürste und Sand wahre Wunder der Putztechnik verrichteten. Schön und herrlich, wie die schaumgeborene Venus selber, kamen die alten Hocker und Tische aus dem Brunnentrog heraus und zierten in bestechender Weise wiederum unsere „gute Stube," wo inzwischen der Boden ebenfalls überschwemmt worden.

Kurz und gut, die sonst so trockene, poesielose Stube war wie im Handumdrehen zu einem feuchtschimmernden See-Idyll umgestaltet. Den Spinnen wurde der Krieg erklärt, und mit dem Staubbesen ausgefochten, während die Fliegen beschleunigte Ausweisungs-Ordre erhielten und durch die geöffneten Fenster das ungastliche Heim verließen.

Der Unteroffizier Maier ließ sich wenig sehen, auch verhielt er sich passiv und schien seine Trümpfe noch aufsparen zu wollen.

So kam die Stunde des Kompagnie-Appells heran. Appelle sind beim Militär seitens der Mannschaft nicht gerne gesehen, denn sie bringen immer überraschende, meist unangenehme Dinge in ihrem Verlauf. Niemand fühlt sich so ganz sicher, ob er bei der strenge und vielseitig geübten Kontrolle nicht am Ende Gegenstand der öffentlichen Kritik und Strafe wird.

Mein Gewissen war Prima Qualität, und ich gedachte den Korporal in meiner glänzenden äußeren Verfassung förmlich zu blenden. Als wir aber auf dem Kasernenhofe standen und der Unteroffizier Maier seine hochnotpeinliche Visitation begann, da wurde mein Standpunkt der „absoluten Wurstigkeit," in den ich mich nach und nach hineinphilosophiert, doch etwas erschüttert. Wer da ernstlich sucht, der findet immer — beim Militär, denn der Zufall ist dort unberechenbar.

Die Knöpfe und der Lack, wie die Schuhnägel können plötzlich abspringen, an der „Ohneform" kann sich tückischerweise eine Nat öffnen oder ein naseweiser Fettflecken erscheinen. Und da steht man nun, verwundert, begrifflos und muß sich moralisch abschlachten lassen . . . Trotz des rührendsten Augenverdrehens wird kein Vorgesetzter glauben, daß der Knopf zuvor angenäht, der Lack aufgetragen, die Rocknaht geschlossen war und der Fettflecken gar nicht vorhanden gewesen wäre . . . Alle, alle sind sie von der Skepsis angefressen! — Das Verhängnis naht also. Wetternd und mit tiefsinnigen Kosetiteln um sich werfend, bahnt Unteroffizier Maier seinen Weg bis zu mir und mustert mich, sein Opfer, scharf von oben bis unten und von unten nach oben. Er rüttelt an meiner Koppel, greift nach meiner Halsbinde — beide sind richtig angezogen; dann geht er hinter die Front und betrachtet eingehend meinen breiten Rücken. Hierauf kommt er wieder nach vorne und mir däucht es, als streife er mich mit einem verwunderten Blick, in dem sich gleichwohl Enttäuschung malte. Nirgends ein Angriffspunkt! Wie ich jedoch gerade daran bin, recht boshaft in mich hinein zu lachen — stockte mir auf einmal mein Fischblut. Der Unteroffizier hatte mit raschem Griffe mein Seitengewehr aus der Scheide gezogen und ein teuflisches Grinsen ging über sein Gesicht, als er mir die Waffe dicht unter die Nase hielt, den Griff aufwärts. Zu meinem größten Entsetzen bemerkte ich, daß unmittelbar unter der Parierstange an der Klinge Rost — wirklicher roter Rost — haftete. Ich hörte nur noch, wie Maier ganz langsam, jedes Wort grausam betonend, sagte:

„So, das melde ich dem Hauptmann! Nun können Sie Ihren Urlaub drunten im Hotel Schwarz*) absitzen!"

Dann versank die Welt vor mir. Vielmehr, die Welt mit ihrer Misère, der Kasernenhof und die ganze Kompagnie blieb, nur ich wünschte unsichtbar zu werden. Vorläufig mußte ich jedoch die böse Suppe auslöffeln und daran konnte auch meine Appetitlosigkeit nichts ändern.

Meine Sache stand schlimm, schlimmer, am schlimmsten. Daß ich vergessen, mein offenbar gestern Abend vom Regen naß gewordenes Seitengewehr mit einem Leinenläppchen zu überfahren, denn der „Rost" saß doch nur leicht obendrauf, da die Klinge eingefettet war — deshalb hätte ich dem Unteroffizier Maier — pardon, mir selbst die Haare bis auf ein Exemplar, das als lebender Zeuge dieser Verzweiflungsthat stehen bleiben müßte, ausraufen mögen.

Nun meldete der Korporal die Geschichte sicherlich dem Kompagnie-Chef und der kannte nachweisbar in punkto rostige Waffen keinen Spaß. Vorbei war es mit dem Urlaub, vorbei mit dem erhofften freudigen Wiedersehen der Eltern und — wenn ich indiskret sein darf — meiner lieben Braut, die mir erst vor einigen Tagen so sehnsüchtig geschrieben!

„Der Gefreite K . . . ? erhält drei Tage Mittelarrest wegen rostigem Seitengewehr!" wird bei der Parole bekannt gegeben. Alle Augen sind auf mich gerichtet, und ich, der ich bisher unbestraft war, pilgerte, die Cigarrenkiste mit Putzzeug und einem halben Kommislaib unter dem Arm, vom Unteroffizier du jour Maier geführt über den Hof nach dem Arrestlokal. Dieses Bild! Ich biß auf die Unterlippe in ohnmächtiger Wut, daß sie blutete, doch vermochte ich nicht zu verhindern, daß mir etwas Heißes die Wange herablief . . .

„Korporalschaftsführer melden!" rief der Feldwebel. „Erste, — zweite — dritte — vierte Korporalschaft, wie viel Mann?"

Die Unteroffiziere meldeten kurz.

„Eintreten!" — „Stillgestanden! Augen rechts!" kommandierte der Feldwebel, und das Unglück schreitet schnell, denn hoch zu Roß galoppierte der Herr Hauptmann heran.

„Guten Morgen, Kompagnie!" rief er.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!" brüllten die Leute.

Der Kompagniechef saß ab und übergab das Pferd seinem Burschen. „Rührt euch!"

Ich war schon vorher gerührt von meinem eigenen Unglück.

Der Herr Hauptmann nahm den Rapport vom Feldwebel entgegen, und unterhielt sich dann, nervös seinen Schnurrbart drehend, längere Zeit mit ihm.

„Urlauber vortreten!" befahl er sodann. Ich zögerte, denn nun mußte es ja kommen — das Unvermeidliche.

„Na," sagte der Feldwebel, mich verwundert betrachtend, „was ist denn mit Ihnen? Wollen Sie nicht in Urlaub?"

Ob ich nicht wollte! Jawohl, aber . . .

Mechanisch trat ich vor und zwar an den rechten Flügel. So standen wir in einem Glied vor der Kompagniefront. Der Kompagniechef besichtigte uns eingehend und betrachtete mich wohlwollend. „Herr Gefreiter, wohin geht denn die Reise?"

„Nach . . . stadt, in meine Heimat, Herr Hauptmann!" antwortete ich gepreßt, fast hätte ich gesagt: Ins „Hotel Schwarz", was jedenfalls zutreffender gewesen wäre.

„So, so, na, da wünsche ich Ihnen viel Vergnügen!" und er gab mir leutselig die Hand. — Das Blut stieg mir ins Gesicht. Lieber Himmel, wenn er wüßte . . .

„Ihr werdet heute beurlaubt und begebt euch somit auf längere Zeit der gewohnten Aufsicht. Führt euch draußen anständig und adrett auf, wie es die Ehre eures Rockes und die des Truppenteils, dem ihr angehört, erfordert. Die nähere Instruktion kennt ihr alle. Erspart mir das Beschämende, nachträglich Klagen über euch entgegennehmen und einzelne bestrafen zu müssen!"

Nach dieser kleinen Ansprache des Hauptmanns gab der Feldwebel die Urlaubsscheine aus. Mit zitternder Hand griff ich nach dem Papier — das ich ja doch nicht behalten durfte.

„Eintreten!"

Wir machten Kehrt und füllten unsere Lücken wieder aus.

„So, nun kommen Sie dran," zischte mir der Korporal zu, „den Paß können Sie gleich wieder abgeben!"

„Unteroffizier Maier!" rief der Hauptmann, nachdem er wiederholt mit dem Feldwebel vor der Front konferiert hatte.

„Herr Hauptmann!"

Der Unteroffizier zuckte zusammen und setzte seine, etwas nach außen gebogenen, natürlichen Beförderungsmittel in rasche Bewegung. Nun kam das Ende, denn die günstige Gelegenheit zur Meldung ließ sich der Korporal gewiß nicht entgehen.

Wie ich aufblicke, sehe ich den Kompagniechef mit dem Unteroffizier Maier etwa zehn Schritte vor der Kompagnie stehen. Der Hauptmann sprach scharf und schneidig, doch konnte ich der Windrichtung halber die Worte nicht verstehen. Plötzlich sah er mir scharf ins Auge und kam geradewegs auf mich zu, hinter ihm Maier, dem sich der Feldwebel anschloß. Mein Herz setzte aus . . .

Was thun! Leider kennt der Kasernenhof keine so wohlthätige

*) Garnisonsarrest, im Soldatenmund so benannt, weil in unmittelbarer Nähe davon ein gewisser Schwarz ein Restaurationslokal betrieb.

Einrichtung wie die Versenkungen auf unseren Bühnen — ich hätte zweifelsohne eine solche benützt und wäre spurlos hinabgetaucht, die Verlegenheit den andern überlassend . . .

O, wär' er vorüber und alles vorbei!

Da dringt, wie fernes Meeresbrausen, des Hauptmanns Stimme an mein Ohr.

„Füsilier Bader, zeigen Sie mal Ihren Brustbeutel vor!"

Der Angeredete, mein Nebenmann, der sich durch eine fast unbeschränkte Beschränktheit und eine unverschämt lange Nase auszeichnete, nestelte unbeholfen seinen Waffenrock auf.

„Das Geld auf die Hand nehmen!"

„Zwei Mark! — Ist das alles? Wo haben Sie denn das andere? Sie holten doch erst am Mittwoch vom Feldwebel fünf Mark? Was?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Also, wo ist das Geld hingekommen? Heraus mit der Sprache. — Uebrigens, lassen Sie auch mal Ihre Uhr sehen!"

Bader ward hochrot vor Verlegenheit und schielte ängstlich bald nach dem Hauptmann, bald auf den hinter diesem stehenden käsefarbenen Unteroffizier Maier.

„Zum Teufel auch, wird's bald!"

„Herr Hauptmann . . . die Uhr . . . die Uhr . . habe ich . . ."

„Na?"

„Dem Herrn Unteroffizier Maier . . . geliehen!"

„Aha! Wann und weshalb?"

„Vor vierzehn Tagen . . . Herr Hauptmann . . . der Herr . . . Unteroffizier sagte . . . er sagte, ich soll ihm meine Uhr borgen . . . seine gehe nicht . . . und er müßte doch . . . im Dienst eine haben."

„Unteroffizier Maier, wo ist die Uhr?"

„Droben im Zimmer, Herr Hauptmann!"

„Holen! Feldwebel, gehen Sie mit!"

Die beiden gingen ab.

Der Kompagniechef wandte sich wieder an Bader.

„Sie Unglücksrabe, wie oft haben Sie dem Unteroffizier Maier Geld gegeben?"

„Viermal, Herr Hauptmann!"

„Zusammen wieviel?"

„Zwanzig Mark!"

Der Feldwebel trat mit Unteroffizier Maier aus der Kaserne.

„Nun?"

„Es ist keine Uhr in der Stube zu finden, Herr Hauptmann; Maier behauptet, sie müsse abhanden gekommen sein!"

„Glaube ich auch! Werden sie schon entdecken! Feldwebel, lassen Sie jetzt die Leute von der ersten Korporalschaft, die in der letzten Dekate Löhnungsentziehung hatten, vortreten!"

Der Feldwebel verlas drei Namen:

„Leiber, Metzger und Schmiedle."

„Füsilier Leiber, haben Sie Ihre zweiundzwanzig Pfennig jeden Tag bei Ihrem Korporalschaftsführer erhoben? Wer mich belügt, wird sofort eingesteckt!"

„Nur sechsundsechzig Pfennig — für drei Tage, Herr Hauptmann!" stotterte der Füsilier.

„Und Sie, Metzger."

„Ich — ich habe nichts geholt!"

„Wie ist's mit Ihnen, Schmiedle?"

„Ich habe vergessen, das Geld zu holen!"

Fragend blickte der Hauptmann auf den Feldwebel.

„Quittiert ist alles, Herr Hauptmann! Hier sind die Listen!"

„Haben Sie das unterschrieben?" Damit hielt der Kompagniechef den Leuten die Listen vor.

Nach einigem Zaudern verneinten alle drei.

„Das genügt vorläufig!" Treten Sie ein. — Feldwebel! Tinte, Feder und Papier!"

Geschäftig griff die Kompagnie-Mutter in die voluminöse Brieftasche und holte daraus einen sogenannten immer gefüllten Federhalter hervor, den er dem Hauptmann überreichte, hiernach legte er ein Blatt Papier auf sein Portefeuille und hielt dies mit beiden Händen seinem Vorgesetzten hin, der es hastig beschrieb und dann den Vizefeldwebel nebst dem Unteroffizier Maier herbeiwinkte.

„Führen Sie den Unteroffizier Maier sofort in Untersuchungshaft!" befahl er dem „Vize" mit gedämpfter Stimme, ihm das Papier übergebend.

Die Mannschaft horchte gespannt auf.

Der Unteroffizier, den der Hauptmann keines Blickes mehr würdigte, wurde geisterbleich und folgte völlig gebrochen und willenlos seinem Begleiter, worauf beide im Kaserneneingang verschwanden. Tief ergriffen schaute ich ihnen nach. Welche Wendung der Dinge. Wir hatten die Rollen getauscht! Erleichtert atmete ich auf — nun war ein Alp von meiner Brust gewichen.

Nach einigen Minuten, in denen noch einige unwesentliche dienstliche Dinge ihre Erledigung fanden, ging der verhängnisvolle Appell zu Ende.

„Wegtreten!"

So etwas läßt man sich nicht zweimal sagen und schnell, wie ein geölter Blitz, verließ ich den Kasernenhof. Droben reinigte ich zuerst mein Seitengewehr — vom Rost.

Eine Stunde später saß ich im Eisenbahnwagen und fuhr fröhlichen Herzens meiner Heimat zu . . ."

Aber alles Irdische ist vergänglich, auch der Urlaub. Die zehn Tage verflogen nur zu schnell und bald sah ich mich wieder in der Kaserne im gewohnten Wirkungskreis. —

Der Unteroffizier Maier, dem der Feldwebel schon lange in die Karten geguckt hatte, wurde zu sechs Wochen strengem Arrest und Degradation, sowie Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes bestraft. Eine ganze Menge Unterschleife waren ihm durch die Untersuchung nachgewiesen. So hatte er fortgesetzt die ihm überwiesenen Löhnungslisten gefälscht und den Betrag verbraucht, die Uhr des Füsilier Bader, genannt Nasenfrieder, höchsteigenhändig im Leihhaus versetzt. Viele Soldaten waren durch Darlehen, die er sich von ihnen zu verschaffen gewußt, man verzeihe mir das Paradoxon — schwer — erleichtert worden. In Anbetracht dessen fiel die Strafe gewiß nicht zu strenge aus.

Uebrige Zeit zum Nachdenken über dieses Urteil blieb mir aber nicht, denn bald nach meiner Rückkehr vom Urlaub mußte ich Unteroffiziersdienst thun und bekam noch die Korporalschaft des früheren Unteroffizier Maier zugewiesen!

Größe und Geschwindigkeit der Meereswellen.

Die Geschwindigkeit der Meereswellen steht im Verhältnis zu ihrer Größe. Wenn das Wasser in recht wilder Bewegung ist, so legt eine Welle in der Stunde einen Weg von 6—8 geographischen Meilen zurück. Man meint gewöhnlich, das Wasser schreite ebenso schnell fort wie die Woge; dies ist aber ein Irrtum. Nur die Form nimmt teil an dieser raschen Bewegung, die Substanz aber — das Wasser — hebt und senkt sich an derselben Stelle nach den Gesetzen des Pendels, und nur die Sprüh der Wogenkämme macht davon eine Ausnahme. Der Wogengang des Wassers verhält sich in dieser Beziehung wie die Vibration eines gespannten Seiles, das durch einen Ruck in Bewegung gesetzt worden ist, oder wie das mimische Wellenspiel unserer Theater, auf welchen die Maschineriebedienung lange Teppichstreifen schüttelt. Wenn eine Welle auf eine Untiefe oder auf den Strand trifft, wird das Wasser allerdings fortschreitend, da es nicht wieder zurücksinken kann, und in dem Versuch, wieder ins Gleichgewicht zu kommen, überstürzt. Ein gewaltiger Seesturm bietet einen schauerlichen Anblick, doch trägt die Phantasie das ihrige bei, um den Eindruck zu vergrößern. Man spricht von haus- und berghohen Wellen; doch hebt sich keine um mehr denn zehn Fuß über das gewöhnliche Niveau. Rechnet man dazu noch ein gleich tiefes Sinken beim Niedersteigen, so haben wir im äußersten Fall zwischen dem höchsten Wellenkamm und der tiefsten Trogeinsenkung einen Abstand von zwanzig Fuß. Der Beweis hierfür läßt sich leicht herstellen, wenn man von einem Schiffsmast aus Beobachtung vornimmt, denn man verliert von diesem Standpunkte aus über den Wellen weg den Horizont nicht aus dem Gesicht, es sei denn, daß im Moment des tiefsten Standes die zufälligen Steigungen des Mastes zu einer Irrung Anlaß geben. Die Sprüh des Meeres, die durch die Gewalt des Windes von den Wellenkämmen abgehoben wird, geht natürlich viel höher und weiter, als die Wassermasse, und eine Welle, die gegen ein Hindernis anschlägt, folgt in der Höhenrichtung gleichfalls dem Impuls der äußeren Gewalt. So hat man bemerkt, daß Wellen, die vom Sturm über das ganze atlantische Meer hingejagt wurden, sogar über das Laternenhaus des Leuchtturms von Eddystone wegschlugen. E. T.

UNSERE BILDER.

„Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen", sagt wohlwollend Meister Dietrich zu seinem Lehrling, der die an ihn gestellte Aufgabe nicht lösen kann. Hat doch auch jener seine Lehrlings- und Gesellenzeit durchmachen müssen, ehe er es zum tüchtigen Handwerksmeister brachte. Meister Dietrich übersieht mit Kennerblick die fehlerhafte Arbeit, und nach wenigen kunstgerechten Griffen paßt und klappt alles, als ob er selbst das Stück gemacht hätte. Aller Anfang ist schwer. Wer aber Geduld und Ausdauer — diese zwei kostbaren Kräutlein — besitzt, dem wird selbst das schwerste Werk gelingen. St.

Schloß Bruneck. Oberhalb des Städtchens Bruneck im schönen Pusterthal erhebt sich in Höhe von 886 Meter das gleichnamige Schloß, das in letzter Zeit mit einem Kostenaufwand von 200,000 Kronen einer Erneuerung unterzogen wurde. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Bischof Bruno von Brixen erbaut, führt das Schloß von ihm seinen Namen und diente

durch Jahrhunderte den Kirchenfürsten dieses Bezirkes, die auch Herren der Stadt waren, als Sommerresidenz. Vom Turme aus genießt man eine herrliche Aussicht.

Frische Mohrrüben. Der Zipser Hansl ist kein verwöhntes Stadtkind; Wind und Wetter genieren ihn nicht, und was die Kost anbelangt, so ist er kein besonderer Feinschmecker. Ein Stück Schwarzbrot und einige Mohrrüben, die er sich vom Felde holt, bilden gar oft sein Nachtessen. Dabei ist er immer lustig und kreuzfidel, und zu allerhand Schabernack aufgelegt. Zu Hause macht er sich überall nützlich; er hilft den Eltern nicht nur bei der Feldarbeit, sondern ist auch gegen Fremde, die häufig das schmucke Dörfchen besuchen, dienstbereit und zuvorkommend. Deshalb ist der Hansl auch überall wohlgelitten und beliebt, und gar manches Geldstück, das ihm die Sommerfrischler zukommen lassen, und das er getreulich dem lieben Mütterchen überbringt, ist die Anerkennung seines anständigen Benehmens. St.



Zwei verdiente Männer.

Professor (während des philosophischen Examens): „Geben Sie mir die Namen jener zwei Männer an, die das Studententum in neue Bahnen leiten —“ — Student (stockend): „M — m —m“ — Professor: „Aus denen Sie immer wieder frisch anregenden Stoff schöpfen —“ — Student (plötzlich erleuchtet): „Bacchus und Gambrinus.“

Der neue Bahnhof der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn in Paris. Was den Deutschen gewöhnlich zuerst wundert, wenn er in Paris seinen Einzug hält, das ist das Aussehen der Bahnhöfe. Mag er nun mit der Nordbahn von Köln oder mit der Ostbahn von Luxemburg, Metz und Straßburg ankommen, er wird enttäuscht sein, denn er hatte sich eingebildet, daß in Paris, von dessen Schönheit und Großartigkeit er so viel gelesen und gehört, auch die Bahnhöfe besonders imponierend sein müßten. Nord- und Ostbahnhof sind aber nichts weniger als imposant, ja sie bleiben sogar hinter den meisten Bahnhöfen der großen deutschen Städte wesentlich zurück, sowohl was das Innere, als auch was das Aeußere betrifft. Und mit den übrigen Pariser Bahnhöfen war es bisher ebenso. Seinen Grund hat dies hauptsächlich darin, daß die Pariser Bahnhöfe fast alle mitten in der Stadt liegen, eingekeilt zwischen die Häusermassen, und infolgedessen nur mit den größten Kosten, ja teilweise nicht einmal mit diesen ausdehnungs-, vergrößerungs- und verschönerungsfähig sind. Um das Weltausstellungsjahr 1900 wurde es indes auch hierin anders. Die Pariser Bahnhöfe mußten sich, soweit sie konnten, vergrößern, um den zu gewärtigenden Verkehr zu bewältigen, und die Bahngesellschaften benützten die Gelegenheit, dies mehr oder weniger ausgiebig zu thun. Als eigentlicher Weltausstellungsbahnhof entstand die Gare des Invalides auf der Invaliden-Esplanade, von wo man auf die Gürtelbahn und in die westliche Umgebung der Stadt gelangt. Wirkliche große Bahnhofsneubauten führten dagegen die Orleans- und die Paris-Lyon-Mittelmeerbahn aus. Erstere errichtete einen Stadtbahnhof für den Personenverkehr am Quai d'Orsay, gegenüber dem Louvre, auf dem linken Ufer der Seine, indem sie das Grundstück des seit den Kommunetagen von 1871 in Ruinen liegenden alten Rechnungshofs benutzte und an dieser Stelle einen Monumentalbau aufführte, der ihr alle Ehre macht. Jedoch wurden ihr, scheint es, gewisse Einschränkungen auferlegt, damit dem Louvre nicht allzusehr Eintrag geschah; auch kostete der Bau viel Geld, und daher ist das Aeußere des Orleansbahnhofs nicht gerade übermäßig imposant. Weit gefälliger, imponierender und architektonisch interessanter präsentiert sich, kommt man durch die Rue de Lyon vom Bastilleplatz her, der neue Bahnhof der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn; ja, er bildet für das ganze Stadtviertel, wo er steht, geradezu eine Zierde. Sein hoher, charakteristischer und origineller Turm mit den mächtigen Zifferblättern und der zierlichen Laterne sind zum Teil von hervorragenden Malern fürstlich ausgeschmückt. Die genannte Bahn hat ihren Neubau, ebenfalls der beschränkten Raumverhältnisse wegen, einstweilen auf die Hauptfaçade beschränkt, die nach Nordwesten zu liegt, und gleichzeitig die Abfahrts- und Ankunftsräume vergrößert und verschönert. Unter einer mächtigen Eisenhalle fährt der vom Süden kommende Reisende jetzt ein und tritt nach der Zoll-, bezw. Octroi-Revision in eine zweite weite Halle hinaus, wo, vor Regen geschützt, die Droschken und sonstigen Fuhrwerke stehen. Die Paris-Lyon-Mittelmeerbahn ist die bedeutendste Bahn Frankreichs. Sie verbindet Paris mit Lyon, der zweitgrößten Stadt Frankreichs und mit dem großen, südfranzösischen Hafen Marseille.

Allerlei.

Ein boshafter Förster. Sonntagsjäger: „Sehen Sie dort, Herr Förster, ein Hase!“ — Förster: „Na ja, zum Kuckuck! Dann erheben Sie doch Ihre Flinte zur Verteidigung.“

Stimmt. A.: „Es giebt ein Wort in der deutschen Sprache, das stets falsch ausgesprochen wird.“ — B.: „So? was ist denn das für ein Wort?“ — A.: „Das Wort „falsch!““

Selbsterkenntnis. Weinhändler (zum Geschäftsleiter): „Ich glaube, unser Kellermeister trinkt viel von unseren Weinen!“ — Geschäftsleiter: „Wieso?“ — Weinhändler: „Nun? Ist er nicht alle Augenblicke krank?“

Heines Onkel als Ehestifter. Als Beweis für Salomon Heines Herz — der Onkel Heinrich Heines — diene die Thatsache, daß er u. a. einst zwei armen Liebesleuten in folgender Weise geholfen hat. Als er nämlich zur Sommerzeit in der Abenddämmerung in Hamburg auf dem Wall spazieren ging, fügte es sich, daß der einsame alte Herr gelegentlich hinter einem Liebespaar ging, das sich gegenseitig seine Not klagte, welche hauptsächlich darin bestand, daß sie wegen mangelnder Mittel noch lange nicht heiraten konnten. Plötzlich mischt sich Heine in das Gespräch, läßt sich die Verhältnisse klarlegen und ersucht schließlich den Bräutigam, sich bei ihm zu melden. Das geschah, Heine gab die Mittel zur Hochzeit und diese konnte alsbald gefeiert werden.

Die Zahl 14 im Leben Ludwig XIV. Eine seltsame Rolle spielte die Zahl 14 im Leben Ludwig XIV. von Frankreich. Als der vierzehnte seines Namens wurde er im Jahre 1643, fünf Jahre alt, unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, König. 1 + 6 + 4 + 3 = 14. Geboren wurde er am 14. September. Obgleich mit dem 14. Jahre majorenn, übernahm er erst im Jahre 1661, nach dem Tode Mazarins, wirklich die Regierung. 1 + 6 + 6 + 1 = 14. Er regierte 72 Jahre, multipliciert man 7 . 2 = 14. Er starb 77 Jahre alt, 7 + 7 = 14. — Ludwig XIII., sein Vater, starb am 14. Mai 1643, 1 + 6 + 4 + 3 = 14. Sein Großvater Heinrich IV. starb am 14. Mai und er selbst starb im Jahre 1715. Eine Zahl, deren Quersumme wiederum die Zahl 14 ergiebt: 1 + 7 + 1 + 5 = 14.

Gemeinnütziges

Um Flachs vor Erdflöhen zu sichern, überstreue man die aufgegangene Saat mit fein gemahlenem Gips einige Tage lang bei trockenem Wetter.

In Töpfen gezogene Hortensien bedürfen außer guter, nahrhafter Erde auch recht große Töpfe und müssen ziemlich oft verpflanzt werden, sonst wachsen die jungen Triebe schwächlich auf und erhalten nicht die nötige Kraft, um im nächsten Jahre an den Spitzen große Blütendolden hervorzubringen.

Milchnudeln. 1 Pfund Mehl wird auf dem Nudelbrett mit 1 Ei, etwas Salz, heißer Milch und nußgroß Butter zu einem schönen, leichten Nudelteig verarbeitet. Dann schneidet man kleine Stückchen daraus, rollt fingerlange, ganz dünne Nüdelchen, macht 1½ Liter Milch siedend, giebt die Nudeln unter fortwährendem Rühren hinein und läßt sie eine Weile kochen. — In einem flachen Tiegel wird apfelgroß Butter und einige Eßlöffel Zucker heiß gemacht, die inzwischen eingekochten Nudeln hineingegeben, öfters umgewendet, und wenn sie schöne Krusten haben, aber noch ein wenig feucht sind, angerichtet und mit Zucker und Zimmt bestreut zu Tische gebracht.

Pechflecke aus bunten Stoffen zu entfernen. Man entfernt die Flecke durch wiederholtes Einreiben mit aufgelöster Seife oder Seifenspiritus. Dann wäscht man die Flecke mit reinem Wasser aus. Auch wendet man häufig Salmiakgeist mit Erfolg an. Aus nicht ganz echt gefärbten und hellen Stoffen entfernt man die Flecke durch gereinigtes Terpentinöl, Benzin oder in Alkohol gelöstes ätherisches Oel, z. B. Lavendelöl, Rosmarinöl 2c. und behandelt dann den Stoff wie bei Fettflecken. Den Fleck wäscht man sodann noch mit in Wasser gerührter Rindsgalle nach. Aus ganz waschechten und weißen Stoffen entfernt man Pechflecke durch Seifensiederlauge.

Homonym.

Oft hat der Arzt mich schon verschrieben,
Er kämpfte mit mir gegen mich,
Bis daß der droh'nde Tod entwich.
Doch wenn der Kranke aufgerieben,
Trotz aller Mittel, die man bot,
Wenn unerbittlich ihn der Tod
Versenket in der Erde Schoß,
War ich sein unvermeidlich Los.
Hast du, o Leser, deinen Sinn
Beharrlich auf mich nun gerichtet,
Dann ist das Dunkel dir gelichtet,
Du hast gefunden, was ich bin.
Ich bin — des Rätsels Nacht zerrinnt,
Des Rätsels Mutter und sein Kind.

Rätsel.

Du hörst mich, wenn die Glocke hallt,
Und wo die Trommel wirbelnd schallt;
Dort, wo am fernen Meeresstrand
Die Welle trifft den Felsenrand.
Du fühlst mich in der eig'nen Brust,
Wenn du was Böses dir bewußt.
Du siehst mich, wo ein kräft'ger Arm
Geschwungen wird in Feindesschwarm,
Oft ahnst du's nicht, daß ich dir nah,
Wenn schon ein Anderer mich sah.
Kein Einziger wird mich erhoffen —
Der weiß es nicht, den ich getroffen,
Du hörtest nie mich selber klagen,
Und doch bin ich's, der ward geschlagen.

Karl Staubach.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Ein Familienfest.
2 3 4 2. Ein Baum.
3 2 6 2. Ein Nutzgewächs.
4 5 9 2. Ein Gelaß.
5 3 8 2. Ein Fluß in Nord-Frankreich.
6 2 3 8. Eine Stadt in der Schweiz.
7 3 8 2. Ein Gefäß.
8 2 3 5. Ein römischer Kaiser.
9 3 5 9. Ein Getränk.

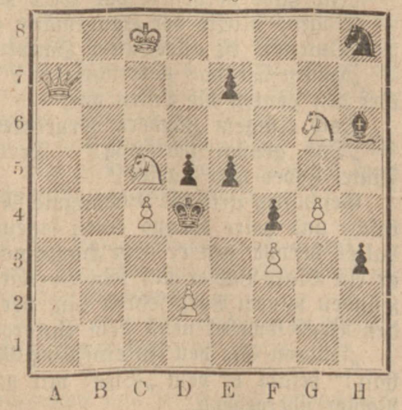
Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—9.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 34.

Von R. Wilmers.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 4 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Geber, Heber, Weber, Leber. — Des Homonyms: Ur.
Der Charade: Brautkleid.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.